

Ankunft in Wörtern

INTERVIEW MIT MARICA BODROŽIĆ

Michael Braun: Dem Integrationsbericht der Bundesregierung zufolge hat jeder fünfte Deutsche einen sogenannten Migrationshintergrund. Man kann sogar sagen: Die deutsche Gegenwartsliteratur hat einen Migrationshintergrund. Beim letzten Buchpreis (2010) besaß die Hälfte aller Autoren eine nicht deutschsprachige Herkunft. Würden Sie sich selber als eine ‚Migrationsautorin‘ bezeichnen?

Marica Bodrožić: Ich habe einige Schwierigkeiten mit diesem Wort. Wenn ich natürlich auch fraglos eine andere Herkunft habe, habe ich doch nicht das Gefühl, dass diese Herkunft in mir ein fremder Zustand ist. Eigentlich habe ich eher den Eindruck, dass ich mich hier überhaupt nicht fremd fühle und dass mich das Wort ‚Migration‘ oder ‚Migrationsliteratur‘ ein bisschen hinauswirft aus einem Zustand, in dem ich mich längst befinde: einem Zustand der Normalität im Umgang mit der Sprache, mit der Literatur, mit meinem Leben in einer Stadt wie Berlin. Natürlich stelle ich mir Fragen, aber die haben vielmehr mit der menschlichen Existenz an sich zu tun, mit der Frage, was wir sind als Menschen, wohin wir gehen und warum wir so sind wie wir sind. Ich selbst würde dieses Wort nicht dafür benutzen, empfinde es sogar als hinderlich. Ich würde einfach sagen, dass ich Geschichten und Gedichte schreibe, dass ich über Sprache nachdenke und mich vor diesem Hintergrund bestimmte kulturelle Transiträume interessieren. Aber das ist nicht der Fall, weil ich eine andere Herkunft habe, sondern weil ich mich für die Vielfalt des Lebens, für Kultur an sich interessiere und sie auch zu meinem Beruf gemacht habe.

Ist die Migration nicht auch ein Thema der Literatur? Sie schreiben in Ihrem wunderba-

ren Essay „Sterne erben, Sterne färben“: Sobald Sie in ein Flugzeug kommen, schreiben Sie Gedichte – also Schreiben als Unterwegssein.

Das hat eher etwas mit einem metaphysischen Zustand zu tun – und vielmehr mit dem „Fremd bin ich eingezogen, fremd ziehe ich wieder aus“ als mit der Tatsache, dass ich woanders geboren bin. Nabokov hat einmal so schön gesagt, dass der Pass eines Schriftstellers jener ist, der ihm von seiner literarischen Sprache ausgestellt wird. Dennoch ist es natürlich wichtig, dass Nabokov einmal eine andere Sprache als das Englische hatte. Beides ist für die Literatur von Bedeutung, jedoch nicht weil das Fremdsein das Zeichen dafür ist, sondern vor allem weil die Echoräume der Kultur andere Schnittmengen, Denkweisen, Gedankensprünge erlauben. Es wäre also möglicherweise noch interessanter, diesen Prozess als eine Einheit zu sehen und nicht mit solchen Worten, die eigentlich auch sehr unschön sind, zu operieren. Ich weiß, man braucht diese Brücken in der Rezeption, aber die Literatur ist immer schon einen Schritt voraus. Mir kommt manchmal das ganze Gerede über Migration vor wie eine Retardierungsmaschine, die, während sie ihre langsame Aufzeichnung begutachtet, überhaupt nicht mitbekommt, dass das Sprachpferd schon aus dem Taunus in die Tundra geritten ist.

Sie sind 1973 in Dalmatien geboren, im heutigen Kroatien, und dort mit einer ersten Muttersprache aufgewachsen, die eine Art Hybridsprache aus slawischen Dialekten, italienischen Sprachversatzstücken, dem Hochkroatischen und dem Spracherbe ist, das die k.u.k. Monarchie hintergelassen hat. Als Neunjährige sind Sie nach Deutschland

Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.

BERLIN

16. Dezember 2010

www.kas.de/deutschesprache

www.kas.de

gekommen und haben da die deutsche Sprache gelernt. Was hat Sie damals an der deutschen Sprache so besonders fasziniert?

Zunächst einmal, dass diese Sprache eine ganz neue und andere Welt in sich bereit gehalten hat, wie es jede Sprache tut, weil sie mit Erfahrungsräumen, Traditionen, Denkweisen verbunden ist und jeder, der in sie stößt, muss sie erobern, muss sie spüren, fühlen, berühren – anders wird man nicht Teil davon. Da ich mit meinen Eltern eben in dieses Land gekommen bin, auch in diese Sprache hinein, habe ich mich natürlich ganz auf diese Sprache eingelassen, weil ich keine Wahl hatte. Das ist kein heroischer Akt, das ist einfach nicht anders möglich für ein Kind. Nun war diese Welterweiterung für mich vor allem, da ich ohnehin sehr empfänglich für Musik war, eine durch und durch tonale. Auch das ist im Grunde nichts Besonderes, Töne sind die Grundlage unserer Kommunikation. Ich habe in meinem Buch *Sterne erben, Sterne färben* unter anderem auch darüber geschrieben und erzählt, was die Tonalität des Deutschen, seine Musikalität und die feine Formbarkeit dieser Sprache mit mir gemacht haben.

Da ist es übrigens oft zu einem kleinen Missverständnis gekommen. Leser haben gedacht, der Untertitel des Buches „Meine Ankunft in Wörtern“ würde bedeuten: jetzt sei ich als Ausländerkind endlich in Deutschland angekommen. Aber das sagt ja alles über das Denken der Menschen! Für mich ist es ein Buch darüber geworden, wie ich schreibe – und warum ich so schreibe, wie ich schreibe. Und nicht über das Abstreifen meiner Fremdheit. Das wäre mir nicht interessant genug erschienen, da ich ohnehin diesen oberflächlichen Begriffen nichts abgewinnen kann.

Das Besondere für mich als Kind war also diese neue Welt. Ich nehme an, dass das die Wurzel des menschlichen Wunsches nach Reisen ist, die Verlockung des Unterwegsseins. Das habe ich wohl intuitiv verstanden, ohne dass ich dieses große Versprechen als Neunjährige irgendwie annähernd hätte formulieren können. Ich schreibe ohnehin eher aus Gründen der Sprachlo-

sigkeit, des existentiellen Sprachverlustes – und das meint nicht, dass ich einmal eine andere Sprache verloren habe, das meint, dass jeder schreibende Mensch neue Räume erschafft, dass er sie aus dem Nichts finden muss, wenn er sich nur ein bisschen ernst nimmt.

Ich habe eine Erfahrung gemacht, die man vielleicht bei einiger Wachheit immer im Leben macht, als Mensch machen muss, aber eben nicht notwendigerweise schon als Kind, nicht so unmittelbar und nicht so unbedingt: die Erfahrung, dass alle Dinge gleichzeitig existieren können, dass es gleichzeitig Sprachen geben kann, mit denen man im Geiste, in seinem Inneren teilweise sehr eng verbunden ist und mit denen man durch geistige Teilhabe verbunden ist, obwohl man sich in einer anderen Welt befindet. Diese Welt ist selbstverständlich nur eine scheinbar andere. Denn jedes geistig orientierte Wesen macht ja irgendwann die erschütternde Erfahrung, dass kein bisschen von seinem Erlebten beweisbar ist, dass alles verschwindet und ins Unsichtbare versickert und genau das habe ich als Kind schmerzhaft lernen müssen. Das hatte Folgen, mein Ich war immer ein Plural. Was natürlich nicht heißt, dass man dann automatisch zum Schreiben kommt. Jeder Mensch geht anders damit um. Ich musste schreiben. Vielleicht ist das Deutsche meine Literatursprache geworden, weil ich in dieser Sprache eben diese Grunderfahrung gemacht habe; sie ist für mich mit dem Deutschen einhergegangen und das treibt mich auch zum Schreiben an. Weil das Schreiben ja genau das ist: das Eintauchen in die Verschiedenheit und in das Gleichmaß aller möglichen Welten.

Die deutsche Sprache hat einen aktiven Wortschatz von etwa dreihunderttausend Wörtern, der leicht vervielfacht werden kann durch die im Deutschen so beliebten Kompositabildungen, die Sie mit Entdeckersfreude behandeln, das „Herzmittelalter“ zum Beispiel. Was ist der Gewinn von diesen beiden Sprachen, die da manchmal zusammen kommen?

Ich weiß gar nicht, ob die Sprachen so zusammenkommen, ich würde das stark an-

Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.

BERLIN

16. Dezember 2010

www.kas.de/deutschesprache

www.kas.de

zweifeln. Es sind die Welten, die hineinwirken, die Schnittmenge aus Erfahrungen und Kulturen, die ein Mensch auch erleben würde, wenn er aus dem Ruhrpott nach Hamburg zieht. Mentalitäten und Sichtweisen. Die Reibungen sind das Interessanteste. Die Reibungen bringen etwas Frisches ins Denken. Das muss man übrigens auch als Literaturübersetzer sehr gut können. Aber wenn ich schreibe, übersetze ich nie etwas aus dem Kroatischen. Das würde mir im Traum nicht einfallen. Ich kann in dieser Sprache nichts Literarisches zum Ausdruck bringen. Das hat nichts Pejoratives, es ist mir nur nicht möglich, mein Denken auf diese Sprache auszurichten. Wenn ich in der deutschen Sprache schreibe und denke, dann glaube ich auch, dass das auf diese Weise auch nur im Deutschen möglich ist, aber sicher auch, weil ich etwas in mir mitbringe, dass dem Deutschen dann so zuarbeitet: zum Beispiel die tiefe Erfahrung bestimmter Landschaften, intensive Erlebnisse aus der Zeit der Kindheit, die mit Farben und Gerüchen zu tun haben – und der Mediterran ist ja alles andere als ein Geizkragen, was diese Dinge betrifft.

Mein neuer Gedichtband heißt *Quittensunden* zum Beispiel; das ist – wenn ich das so übersetzen könnte – eine Erfahrung aus der Kindheit, die aber nie ein Wort war, es ist das Über-Setzen (wie ein Boot) einer tiefen Empfindung in Sprache. Auf Kroatisch ist das Wort undenkbar, es ist einfach nicht möglich, dass man es so sagt. Diesen Zustand, den ich mit dem Wort „Quittensunden“ verbinde, habe ich einfach so erfunden im Deutschen, weil diese Sprache es mir so angeboten hat und weil ich einen Erlebnisraum habe, der mit ihr eine Schnittmenge eingeht. Das passiert aber bei jedem schreibenden Menschen. Ich finde die Exotisierung der anderen Herkunft manchmal unerträglich – weil sie suggeriert, dass nicht ich, sondern meine Fremdheit schreibt. Das ist ein sehr überheblicher Blick, dem ich widersprechen möchte. Erfahrung und Sprache, Denken und Sprache, Leben und Sprache hängen immer miteinander zusammen.

Mir liegt so viel daran, dass man versteht, wie kulturelle und andere Lebenserfahrungen bei mir und überhaupt in die Sprache

münden. Es ist viel wichtiger, was man als Mensch denkt (und warum), wie man bestimmte Erlebnisse, den Alltag im Sozialismus oder das parallel verlaufende Katholische, verbucht. Das ist wichtiger als die Sprache, die man vielleicht als Kind gesprochen hat. Bei mir ist das Deutsche ja auch eine Möglichkeit, meine autonome Perspektive aufs Leben, meinen erwachsenen Blick (so literarisch transformiert er dann eben auch sei) zu manifestieren. Und da ist eben so ein Wort wie „Quittensunden“ ein innerer Begleiter für ein tiefes Lebensgefühl, das es aber so in der Kindheit und in der Sprache der Kindheit für mich niemals gab – es entsteht nur in der Schrift. Oder wenn dann Sehnsucht vorkommt, ein deutsches Wort, das praktisch unübersetzbar ist, etwas, was mit meiner Kindheit zusammenhängt, so ist das ein metaphysischer Grundzustand für mich, der mir in der ersten Sprache nie als Wort bekannt war, nur als Zustand. Deswegen kommt mir das Deutsche so innerlich entgegen, und ich kann da das Innere ausdrücken, das ich als Kind und eben in der ersten Sprache niemals, unter keinen Umständen ausdrücken konnte. Nicht, weil das Kroatische eine andere Sprache ist, sondern auch weil es einen anderen Denk- und Fühlzustand mit sich bringt. Das Deutsche scheint total optimal für mich zu sein, für diese ganzen inneren Wesensabteilungen, ohne deren Benennung ich ersticken würde.

Sie haben das treffende Wort geprägt vom Deutschen als der „zweiten Muttersprache“. Mit dieser zweiten, erlernten Muttersprache eröffnen Sie der Literatur ganz neue und andere Möglichkeiten, die man mit der ersten Muttersprache vielleicht nicht hätte. Sie entdecken neue Wörter, zum Beispiel die „Herzzeitlupe“ oder das „Sehnsuchtsgleis“ im „Erinnerungstunnel“. Wie kommen Sie zu diesen kreativen Wortverbindungen?

Ich glaube, es liegt daran, dass ich so auf die Welt schaue, es ist ein Blick aus der Innenwelt und die Sprache ist das Äußere, das Gehäuse, mit dem ich beides verbinden kann und dass dann auch beides darstellt. Es hat sicher auch damit zu tun, dass ich noch andere Sprachen in meinem Inneren trage, dass ich mich überhaupt für Sprachen interessiere und mich in meinem ganz

Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.

BERLIN

16. Dezember 2010

www.kas.de/deutschesprache

www.kas.de

normalen Alltag frage, wie sagt man das eine oder andere im Französischen, wie sagt man das auf Spanisch, wie sagt man das im Englischen, wie sagt man das eben auch im Kroatischen? Und da stehen mir verschiedene Möglichkeiten im Denken und im Rhythmus zur Verfügung. Aber das Schreiben hat dann mit dem Deutschen zu tun, mit der Musikalität, mit der Möglichkeit, die Wörter zu verbinden, und wie in einer kleinen Zauberküche etwas Neues aus ihnen zu machen und das zu finden, was in einem bestimmten emotionalen Zustand oder Augenblick in einem Wesen, einer Figur oder in mir selbst stattfindet. Was in der deutschen Sprache sehr gut möglich ist, ist dieses Flirren der Bildhaftigkeit. Vielleicht gibt es dies auch in anderen Sprachen, aber ich kann es nur schreibend im Deutschen finden. Das ist für mich ein lyrischer oder innerer Moment, ein Augenblick, in dem es leise in meinen Kopfarchiven wird; deswegen schreibe ich. Joseph Brodsky hat gesagt, dass Sprache Schicksal ist. Da kann man sagen: Er ist Russe, er kann sich eine solche Formulierung erlauben. Das sagt aber auch: Als Schriftsteller hat man eben nur eine Sprache, ganz selten zwei. Nabokov hatte zum Beispiel zwei Sprachen, und er war in beiden offenbar gleich gut, vielleicht im Englischen noch besser. Aber er hat das als Erwachsener entschieden.

Ich habe eigentlich gar keine Wahl in dem Sinne gehabt. Mit neun Jahren fällt man der Welt in die Arme, die einen bereit ist zu umarmen. Ich hätte vielleicht Sängerin werden können, das war mein allererster Wunsch. Was das Leben dann gemacht hat, war eben, mich in das Schreiben hineinzudrängen. Weil ich durch das Schreiben diese Gleichzeitigkeit der Dinge so gut aushalten kann, weil man im Schreiben die Welt verlangsamt und weil man die Welt eben mit so einer Zeitlupe anschauen kann, die dann relativ schnell im Schreiben zu einer „Herzzeitlupe“ wird, wenn man zum Beispiel eine Liebesgeschichte schreibt oder ein Liebesgedicht. Mir kommt das ganz logisch, fast mathematisch präzise vor.

Ein sehr schönes Bild. – Ihre Romane und Erzählungen spielen in Gedächtnislandschaften. Das sind Landschaften in dem Land,

das früher Jugoslawien genannt wurde und durch Kriege völlig zerrissen wurde. Jetzt transformieren Sie diese Geschichte über das Gedächtnis in Literatur. Welche Rolle spielt für Sie die Erinnerung beim Schreiben?

Die Erinnerung ist wahrscheinlich ein ganz tiefer, innerer Punkt, der mich beim Schreiben immer zur Sprache drängt, auch zu der Frage: was ist Erinnerung, was ist Gedächtnis? In die Figuren, die ich so ausstaffiere, lege ich gerne diese Themen hinein. Sie sollen sich damit auseinandersetzen! Ich frage mich immer, ob Menschen sich an bestimmte Dinge erinnern würden, wenn sie nicht bestimmte Grenzen in der Welt hätten, wie zum Beispiel die schreckliche Grenze des Kriegs in der mentalen Wesenswelt und in der ganz konkreten Welt des Körpers, der so schnell versehrt ist. Ich habe die Vorstellung, das, woran wir uns erinnern und was wir unser Gedächtnis nennen, unser Menschsein ausmacht. Wir sind unser Denken und das hängt mit unseren Erfahrungen aufs Engste zusammen. Woran wir uns erinnern, ist eben auch das, woran wir uns auch in der Gegenwart halten, weil die Erinnerung unseren Blick prägt. Was behält man aus seiner Geschichte, was ist aus dem Unbewussten eigentlich noch herauszufiltern als Text, als Erzählung über das eigene Leben?

Und dann ist es natürlich interessant, wenn man Figuren erfinden kann und diese Figuren in jene Räume hereinsetzen kann, was man sie tun lässt, um ihre eigene innere Spur zu finden. Bei mir hat das fast immer mit Sprache zu tun. Das Gedächtnis ist eine Art Schrift. Keiner von uns ist ein unbeschrifteter Mensch, wir alle haben einen inneren Zug, der einfach weiter fährt, mit allen alten Erfahrungen, parallel in uns fährt, während wir glauben, frei davon zu sein. Oft haben die Figuren einen jugoslawischen Kontext, aber auch einen deutschen – der vor allem in der Sprache dargestellt ist, also auch in einer bestimmten Form von Bewusstsein. Ich versuche, beide Räume zu verknüpfen und Namen zu finden, die in beiden Kulturen funktionieren, um eine innere Glaubwürdigkeit für meine Figuren entwickeln zu können. Wenn ich darüber

Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.

BERLIN

16. Dezember 2010

www.kas.de/deutschesprache

www.kas.de

schreibe, muss der Echoraum auch stimmen. Deshalb ist das Klangliche in den Namen sehr wichtig. Manchmal ist es eine Grenze, manchmal ein Verweis, manchmal eine Tür. Ein Name kann auch eine sehr große Tür sein zu einer anderen Welt.

Sie kommen aus Kroatien, Ihr Schreibort ist Berlin, Sie schreiben über Paris. Ein anderer Handlungsort ist Italien. Beschenken Sie die deutsche Literatur mit Europa?

Europa ist mittlerweile in meinem Kopf zu einer richtig fixen Idee geworden, weil ich glaube, dass die nationalen Identitäten und Koordinaten nicht mehr funktionieren in unserem heutigen Europa und auch nicht in der Welt, in der wir leben. Durch die jüngsten Kriege zum Beispiel in Jugoslawien gibt es Biografien, die überhaupt nicht denkbar gewesen wären ohne diesen Krieg; die Biografien, ihre Verläufe haben sich völlig verschoben und in andere Richtungen entwickelt, die Menschen sind aus bestimmten Orten an andere Orte gegangen und haben neue Sprachen gelernt. Ein Beispiel dafür ist der bosnische Autor Aleksander Hemon, er ist einer der beliebtesten amerikanischen Autoren geworden, nicht weil er das werden wollte, sondern es ist wohl einfach geschehen, weil er diese tragische Geschichte erlebt und diese ihn zum Schreiben gebracht hat. Er ist 1992 als Stipendiat nach Chicago gegangen. Während er sich dort aufgehalten hat, ist der Krieg in seiner Heimatstadt ausgebrochen. Sarajevo wurde belagert und er konnte nicht mehr zurück. Diese Biographien verändern etwas, nicht nur eine bosnische Biographie, sondern alle anderen auch, alle, die mit ihr in Berührung kommen – die Leser werden genauso verändert, weil sie als lesende Menschen Bewusstsein entwickeln und dieses sich natürlich im Idealfall in ihrem Leben niederschlägt. Dieser Mechanismus treibt uns sozusagen alle gemeinsam immer weiter nach Innen. Das ist nicht mehr wie in der deutschen Romantik der geheimnisvolle Weg, nein, das ist ein Weg, den heute die meisten gehen, manchmal, ohne es selbst zu merken. Wir müssen uns aber irgendwann fragen: Wer sind wir in dieser Welt, die sich in verschiedenster Hinsicht verändert? Die unterschiedliche Beheimatung der Figuren, die

ich beschreibe, ist ein realer Zustand. Und am liebsten würde ich alle nationalen Identitäten weglassen und das blanke Menschsein sprechen lassen. Das sind keine Luxusbiografien, die ich mir ausdenke, das sind keine Leute, die durch die Weltgeschichte jetten, das sind Menschen, die existenziell in diese Situation hineingeworfen sind und die jetzt schauen, dass sie zu ihrem Leben kommen. Das ist nichts den Jugoslawen Vorbehaltenes! Ich kenne auch viele Menschen, die aus Deutschland kommen und anderswo das Gleiche erlebt haben. Es ist nicht leicht, sich so ins ganz Andere zu werfen, etwa wenn man in die USA oder nach Paris geht. Die meisten Menschen haben sehr romantische Vorstellungen vom Unterwegssein und vor allem von einer Stadt wie Paris. Aber Paris ist alles andere als romantisch, es ist eine knallharte Stadt, in der man ganz anders auf sich zurückgeworfen ist als etwa im beschaulichen Allgäu oder in meiner Main-Taunus-Gegend, in der ich meine Jugend verbracht habe. Durch diese Hinausgeworfenheit kommt man da zu anderen Erkenntnissen, nicht zur besseren oder schlechteren, sondern zu einer anderen Intensität. Die Figuren, die ich beschreibe, haben ein solches Leben, in dem sie versuchen, in einem großen Kontext klarzukommen, ihre Geschichte mitzunehmen und trotzdem offen genug zu bleiben für das, was die Gegenwart und die neue Kultur und die neue Sprache und die neue Gesellschaft eben selbst darstellen.

Ihre Figuren schleppen ihre europäischen Biographien mit sich, Ihre Romane, vor allem Ihr jüngster, 2010 erschienener Roman „Das Gedächtnis der Libellen“, erzählen auch von übernationaler Zeitgeschichte. Und es kommt noch mehr hinzu in Form von Mythos und Märchen und Tradition. Ist das vielleicht gerade das, was Ihre Literatur über Europa weiß?

Ich finde es sprachlich sehr interessant, mit Mythen und mit Märchen in literarischen Texten umzugehen. Das verdankt sich meiner Lektüre der Gebrüder Grimm. Bei der Rezeption meiner Bücher in Frankreich wurde immer etwas aus der Sprache der Gebrüder Grimm gefunden, die ja auch als Linguisten nicht zu verachten waren. Wäh-

Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.

BERLIN

16. Dezember 2010

www.kas.de/deutschesprache

www.kas.de

rend die Rezeption hier eher auf den Echo-
raum Balkan konzentriert war. Beides ge-
hört für mich zusammen.

Es ist aber interessant, dass die Franzosen
durch ihre Distanz zum Deutschen auf mei-
ne Literatur anders schauen können und
wahrnehmen, was daran irgendwie deutsch
ist oder sein könnte – sprachlich gesehen.
Hier aber wurde das als Wilder Balkan
wahrgenommen. Aber gut, ein bisschen wild
ist der Balkan ja auch wirklich, wild im al-
lerbesten, vitalisierenden Sinne, nicht im
kulturell unterlegenen. Was mich aber vor-
nehmlich interessiert, ist das innere Sprach-
und Netzwerk der Figuren, über die ich er-
zähle, ihr Bewusstsein, der Strom, an dem
sie hängen, und natürlich die Frage, woraus
dieses Innere sich denn zusammensetzt.
Warum eben ein bestimmtes Gedächtnis in
einer bestimmten Gedächtnislandschaft so
funktioniert und warum Menschen suchen,
was sie suchen. Was ist, um mit Virginia
Woolf zu sprechen, das Muster? Ich könnte
nie etwas über einen Menschen schreiben,
der nichts über sich weiß oder der keinerlei
Versuch unternimmt, sich selbst irgendwie
zu deuten.

*Ihr Buch „Sterne erben, Sterne färben“ ist
ein Schlüsselbuch für das Verständnis Ihrer
Werke. Auszüge aus diesem Buch sind so-
gar Zentralabituraufgaben an Schulen in
Brandenburg. Denken Sie beim Schreiben
manchmal an Leser, besonders an junge
Leser, an Schüler?*

Eigentlich so nicht. Aber was ich mit der
Zeit wie jeder Schriftsteller gelernt habe,
ist, die Sätze so klar zu gestalten, dass sie
jeder für sich lesend erschließen kann. Ein
bisschen Geheimnis und Eigensinn muss
aber unbedingt sein! Das Enigmatische ist
manchmal genau das Richtige. Ich neige
aber zu Verschachtelungen, weil mich beim
Schreiben immer alternative Denkmöglich-
keiten überfallen. Das ins Reine zu bringen,
zu übersetzen wie ein Boot von einem ans
andere Ufer übersetzt, das ist das wirklich
Bewegende beim Schreiben. Wenn ich mir
aber dabei immer ein bestimmtes Publikum
vorstellen würde, wäre das irrsinnig an-
strengend. Aber wenn ich einen Vortrag hal-
te oder an einer bestimmten Schule eine

Schreibwerkstatt gebe, dann versuche ich
mich in die Schüler und Schülerinnen einzu-
fühlen und mir vorzustellen, was Teil ihrer
Lebenswelt sein könnte und was in ihrer
Welt und Sprache funktioniert, damit sie
sich öffnen für Literatur.

*Gut für die Leser. – Noch eine Frage zum
politischen Diskurs, in dem wieder der Beg-
riff Integration eine große Rolle spielt. Für
die Integration ist die Literatur keine quanti-
té négligable. Glauben Sie, dass Literatur,
dass Romane, vielleicht sogar Gedichte die
Gesellschaft zusammenhalten und auch
Fremdes und Eigenes verbinden können?*

In der Literatur sind viele Transformationen
schon geschehen, das ist ihr Wesen, und
Texte funktionieren zum Glück anders als
die politische Wirklichkeit. Es ist ein gutes
Zeichen, dass es eine transnationale Litera-
tur gibt, gerade hier in Deutschland und in
dieser Sprache. Es gibt unzählige Beispiele
dafür, dass auf dieser Ebene die sogenannte
Integration eigentlich längst stattgefunden
hat. (Aber das Wort Integration fühlt sich
für mich wie Zahnweh im Sprachkörper an.)
Wenn man das nicht beachtet, entsteht die
Gefahr von verwegener Überlegenheit. Man
sollte nicht die Dinge zerreden, die schon da
sind. Und die Literatur ist das beste Beispiel
dafür: Wenn einer Gedichte schreibt in einer
bestimmten Sprache, sagen wir einmal der
deutschen, dann ist es ja völlig klar, dass er
in seinem Inneren alles mitbringt, was er
hat, und dass das Gedicht das zusammen-
ruft, wenn man so will, und dass in der
Sprache schon Kultur, Echoraum, Herkunft,
Ankunft enthalten sind, selbst wenn der
Text einfach nur – oder vielleicht gerade nur
– von der Liebe handelt.

*Von dem russisch-jüdischen Schriftsteller
Vladimir Kaminer gibt es eine sehr interes-
sante Selbstaussage. „Die Sowjetunion ist
meine Heimat, Berlin mein Zuhause, Rus-
sisch meine Muttersprache, deutscher
Schriftsteller mein Beruf.“ Könnten Sie diese
Definition – natürlich mit anderen Her-
kunftsnamen – auch auf sich selber anwen-
den?*

Ich weiß nicht so recht – Kaminer ist ein
sehr humorvoller Mensch, und er kann diese

Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.

BERLIN

16. Dezember 2010

www.kas.de/deutschesprache

www.kas.de

Begabung sprachlich gut zuspitzen. Für mich ist alles eher in meinem Inneren miteinander so verbunden, dass das Ergebnis, wenn ich es zusammenfassen wollte, eigentlich mein Berlin ist. Ich bin hier in Berlin zuhause, das ist auch meine Heimat, ich lebe in dieser Sprache und in dieser Stadt und kann das gar nicht trennen, für mich ist in Berlin alles vorhanden. Der einzige Pass, der mir eigentlich wirklich Freude machen würde, wäre einer, auf dem steht: Sonderrepublik Berlin.

Für mich ist es wichtig, dass ich eine Eindeutigkeit für mich benennen und darstellen kann. Ich habe einfach keine andere Möglichkeit. Es gibt ein paar Parallelen zu Autoren wie Kaminer: dass ich den Sozialismus auch kennengelernt habe, dass ich aus einem Land komme, das es so nicht mehr gibt. Kroatien ist jetzt das Land, in dem ich angeblich geboren bin; aber Kroatien gab es nicht, als ich zur Welt kam. Da war es Jugoslawien. Ich gehöre zu einer Gruppe weniger Leute, die nie wirklich verstanden haben, was eine nationale Identität ist. Ich hatte so etwas nie. Ich bin natürlich irgendwie auch Kroatin, aber irgendwie auch nicht. Auch wenn das Kroatische nichts ist, was ich schrecklich finde, erschien es mir nach dem Krieg und nach dem Zusammenbruch Jugoslawiens als weniger bedeutend für mich. Jugoslawien war für mich einfach mehr; da war ein größerer Plural möglich. Deswegen versuche ich mit diesen Verlusten oder Vergangenheitsmomenten konstruktiv umzugehen. Der Ort, an dem ich das behandeln kann, ist eben die Literatur. Es gibt keinen anderen. Sonst müsste ich Melancholikerin werden. Und das ist nichts für mich. Ich liebe das Jetzt, die Gegenwart.

Abelbert von Chamisso gilt als Gründerfigur der Migrationsliteratur, es gibt einen von Harald Weinrich ins Leben gerufenen Chamisso-Preis, es gibt vielleicht sogar eine „Chamisso-Literatur“. Wo ist Ihr Platz in dieser Gesellschaft?

Da bin ich sozusagen Teil der Familie. Ich habe den Chamisso-Förderpreis für meine ersten literarischen Arbeiten bekommen, und für mich ist Chamisso eine Art sehr freundlicher Schutzpatron, so wie der Heili-

ge Antonius von Padua in meiner Kindheit immer da war. Der Chamisso-Preis hat eine Aufmerksamkeit hergestellt, die sich auf ernsthafte Literatur konzentriert. Der Preis nimmt die Autoren ernst, die in der deutschen Sprache schreiben. Ich hoffe nicht, dass er sie zu fremden Autoren macht.

Ich muss dazu eine kleine Anekdote erzählen. Als ich den Chamisso-Förderpreis bekommen habe, habe ich gedacht: Die haben wirklich blendend etwas erkannt von mir! Ein ganz evidentes Verwandtschaftsverhältnis! Bei mir kommen ja auch viele Naturräume und Pflanzen vor. Und ich habe Chamisso zuerst als Naturforscher kennengelernt – erst viel später kam der Schlehmlil dazu. Also nahm ich an, dass ein gewisses Talent für die Natur, ein Blick für sie ausgezeichnet werden würde. Natürlich war es schön, dann den Literaturpreis zu bekommen, aber mir war gar nicht so bewusst, dass ich in einer „Fremdsprache“ schreibe, denn das kommt mir bis heute als wirklich falsch vor. Das Deutsche ist alles andere als eine Fremdsprache für mich.

Chamisso hat im Alter übrigens seine deutschsprachigen Gedichte immer noch mit französischem Akzent vorgetragen. – À propos Preise: Sie haben in dem Essay „Sterne erben, Sterne färben“ vermerkt, dass Sie vor einigen Jahren ein Stipendium des Else-Heiliger-Fonds der Konrad-Adenauer Stiftung erhalten haben. Was bedeutet Ihnen dieses Stipendium?

Das Stipendium war sehr wichtig für mich. Ich erinnere mich, ich kam von Paris nach Berlin mit der Vorstellung, dass ich mich selbst als Schriftstellerin ernst nehmen würde, wenn ich drei Bücher vorweisen könnte. Ich hatte eines geschrieben, das nächste war schon fertig, es sollte im Suhrkamp Verlag veröffentlicht werden. Das dritte Buch musste noch geschrieben werden. Ich wusste auch, in welche Richtung es gehen würde, und ich dachte, wenn ich das jetzt schaffe, in dieser neuen Lebensstadt, in diesem so vielversprechenden Berlin dieses neue und dritte Buch zu schreiben, dann ist das wunderbar!

Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.

BERLIN

16. Dezember 2010

www.kas.de/deutschesprache

www.kas.de

Das Stipendium war eine ganz große Hilfe für meine Arbeit. Es fiel mit meiner Ankunft in dieser Stadt zusammen und bot mir eine Möglichkeit, schreibend zu Atem zu kommen. Ich glaube, dass es für mich sehr wichtig gewesen ist, weil nach diesem Buch auch verschiedene Bücher gekommen sind, die für mich selbst die Dinge ausformuliert haben. Das habe ich in dem Sterne-Buch angedeutet und umschrieben, umpflügt, poetologisch auch untersucht, für mich selbst. Für jeden Autor, der schreibt, ist jedes Buch ein Stückchen bewusst durchforschtes Leben und das war ein ganz wichtiger Moment. Dieses Stipendium hat mir ein Jahr lang diesen Luxus ermöglicht, über einen Text nachdenken zu können und dieses Buch zu schreiben.

Herzlichen Dank für das Gespräch.

Das Interview mit Marica Bodrožić führte Michael Braun, Referatsleiter Literatur der Konrad-Adenauer-Stiftung am 16.12.2010 in der Berliner Akademie der KAS.